Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 52 (1932)

Artikel: Eine beschwerliche Pfrundreise
Autor: Pestalozzi, F.O.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985172

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eine beschwerliche Pfrundreise.

Von F. O. Pestalozzi.

In der ruhigen Zeit, deren sich Zürich um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfreute, gab es eine Anzahl kleiner Chronisten, die — in Ermanglung von Bedeutenderem, das sie hätten aufzeichnen können — ein Vergnügen daran fanden, zürcherische Curiosa zu sammeln, die sie da und dort bei ihrer Lektüre auf der Bibliothek oder ihren gelegentlichen Archivarbeiten aufstöberten. Gewöhnlich gelangten dann ihre Kollektaneen wiederum auf die Bibliothek, und das Zürcher Taschenbuch hat ihrem Inhalt schon manchen unterhaltsamen Beitrag zu verdanken gehabt.

Einem Sammelband dieser Art hat der Herausgeber den nachfolgenden Brief eines zürcherischen Geistlichen entnommen, dessen ungewöhnlicher Inhalt seinerzeit bei der Ankunft in Zürich ohne Zweifel während mancher Woche den Gesprächsstoff in geistlichen und weltlichen Kreisen gebildet hat. Die Kopie trägt den Titel:

„Brief des Pfarrers Heinrich Grob, französischem Pfarrer zu Paramaribo in Westindien auf der Kolonie zu Surinam an seinen Bruder und Blutsfreunde in Zürich, 14. Mai 1773."

Er findet sich im Handschriftenband S. 518 der Zürcherischen Zentralbibliothek[1]) unter andern Miszellen, die Heinrich von Moos, Präzeptor am Spital aus dem Nachlaß seines Vaters, des Präzeptors an der Lateinschule, David von Moos (dem wir neben anderm auch die heute noch wertvolle Sammlung zürcherischer Grabschriften verdanken), hervorgezogen und kopiert hat. Die Anmerkungen und Erklärungen des Herausgebers zu demselben basieren in der Hauptsache auf den Angaben in K. Keller-Eschers Genealogischem Promptuarium,

[1]) Sammlung von vermischten geschriebenen Schweizer-Piecen, zusammen geschrieben von meinem seligen Vater, David von Moos.

Akten des zürcherischen Staatsarchivs, freundlichen Mitteilungen des Herrn Pfarrers Brassel in Hombrechtikon, den im Text namhaft gemachten Werken des holländischen Arztes Phil. Fermin und der Durchsicht einer reichhaltigen Literatur über die Mission der Brüdergemeinde in Surinam. Der eine oder andere Leser mag das Maß dieser Zugaben als überreichlich empfinden. Dem Verfasser drängten sie sich im Verlauf der Bearbeitung als wünschbar auf, um durch den so geschaffenen Rahmen dem bloßen „Curiosum" die wertbeständigere Bedeutung eines geschlossenen Bildes zu geben.

Im Jahre 1773 erhielt der Pfarrer Kaspar Grob im Hirzel einen Brief aus der fernen holländischen Kolonie Guayana am Suriname, geschrieben zuhanden der ganzen Verwandtschaft von seinem jüngern Bruder, dem Pfarrer Heinrich Grob, der ein Jahr vorher sich wider Wunsch und Willen seiner Familie hatte bestimmen lassen, im Dienst der Westindischen Handelskompagnie die Stelle eines französischen Pfarrers in der Hauptstadt Paramaribo anzunehmen.

Heinrich Grob war der 1735 geborene jüngere Sohn des 1741 gestorbenen Tuchscherers und Trüllhauptmanns Hans Conrad Grob von Zürich. Wir wissen von ihm nur, daß er nach dem frühen Tod des Vaters mit Rat und Hilfe seines ältern Bruders sich — wie dieser — dem geistlichen Studium widmete und 1758 ordiniert ward. Drei Jahre später heiratete er, ohne noch eine feste Pfarrstelle erhalten zu haben, Esther Steinbrüchel, die Tochter eines Metzgers, von der er aber bereits 1762 wieder geschieden wurde. Die aus den Akten des Ehegerichts ersichtlichen Gründe des Scheidungsbegehrens, gegen welches der Gatte fast flehentlich Einsprache erhob, brauchen heute nicht mehr breitgeschlagen zu werden. Es genügt hier die Feststellung, daß auf keinem der beiden Teile eine Schuld lastete und der junge V. D. M. freiwillig, nur aus Kummer und um dem Gerede der Leute zu entgehen, 1763 die Heimat verließ. Er ging nach Holland, wo ihm bald die französische Gemeinde Aardenburg in Holländisch Flandern[2]) anvertraut wurde, die er eine Reihe von Jahren zur Zufriedenheit ihrer Glieder und Vorgesetzten pastorierte. Dort ging er eine zweite Ehe ein mit Gertrud Sybilla Elisabeth Van Dyck aus Nassau-

[2]) Ein Teil des ehemaligen Flandern gehört heute zur holländischen Provinz Zeeland.

Diez, die einer in Amsterdam niedergelassenen Kaufmannsfamilie angehört zu haben scheint.

Das nun zunächst Folgende ist in starker Kürzung dem Eingang des Briefes an den Bruder vom 14. Mai 1773 aus Paramaribo entnommen, in dem er sich lebhaft entschuldigt und rechtfertigt, daß er dem Rat der Familie nicht gefolgt, sondern — in vollem Einverständnis mit der Gattin — seine eigenen Wege gegangen sei.

Auf dem Synodus in Dortrecht wurde er nämlich von zwei erst kürzlich aus Surinam zurückgekehrten Herren aufgesucht, die ihm unter Beziehung auf einen gemeinsamen Bekannten die Frage vorlegten, ob er sich nicht an die vakant gewordene Stelle eines französischen Geistlichen in Paramaribo melden wolle, deren Besoldung sich auf fl. 3000.— ausschließlich der Emolumente belaufe. Er lehnte zunächst ab, da er Aussichten auf eine ansehnlichere Pfrund in Holland habe und auch in der Heimat jederzeit wieder willkommen geheißen würde; an der Synode aber, wo von der Vakanz Mitteilung gemacht worden war, drang man neuerdings von verschiedenen Seiten in ihn, er möchte dem Ruf doch Folge geben „aus Ursachen, daß es ihm als einem Mann bereits von Jahren, bei dem die jugendlichen Ausschweifungen wenig oder gar keinen Platz mehr funden, um soviel möglicher wäre, eine durch Nachlässigkeit und weltliche Gesinnung verfallene Kirche wieder zu helfen ausbauen".

Abermals lehnte Pfarrer Grob ab, da die Zustände der Surinamschen Kirche und das noch verrufenere dortige Klima wirklich wenig Verlockendes boten, und auch von zu Hause riet man ihm offenbar dringend ab, sich auf einen so gefährlichen Posten zu begeben. So gab er zum drittenmal auf eine offizielle Anfrage der „Hrn Bewindhaberen der Westindischen Compagnie" Abschlag. „Aber was ist das menschliche Herz!" schreibt er in seinem Brief. Sollte es nicht ein Wink der Vorsehung sein, daß man nicht aufhörte, ihn zu drängen, und hatte ihm nicht schon Herr Antistes Wirz seinerzeit als Text der Probepredigt das an Abraham gerichtete Wort gegeben: „Ziehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft" usw.? Im Zweifel frug er seine Frau Eheliebste, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß — mehr als das Wort an

Abraham — die Erwägungen der realistisch denkenden Holländerin den Ausschlag gegeben haben: „Hier in Aardenburg können wir es nicht weiter bringen, als unser armes Leben zu fristen, also...“ Also fuhr Pfarrer Grob mit seinem unruhigen Herzen trotz der Winterszeit doch nach Amsterdam zum Präsidenten des Direktoriums der Kompagnie, Bürgermeister Georg Hoost, und wurde von diesem mit einer so gewaltigen Rede empfangen, daß sie den Bruder durch die wörtliche Wiedergabe sicherlich nach Monaten noch von der Unmöglichkeit überzeugen mußte, dem Ruf weiter zu widerstehen. „Mein Herr Grob! Das gute allgemeine Zeugnis von ihrer guten und vorsichtigen Aufführung und ihre erbauliche Lebensart hat die mehresten Glieder von deren (nämlich der Kompagnie) Bewindhaberen angespornet, die gebräuchliche Gewohnheit (der Ausschreibung) vor dießmal aus den Augen zu setzen und ihnen die französische Pfarrstelle von Surinam sonder einige Präambuln zu proponiren... Wir haben euerer Person um so viel mehr nöthig, da wir bis dahin das Unglück gehabt haben, in unseren Verkiesungen betrogen zu werden, und uns die allerbetrübtesten Berichte aus Surinamen zugekommen sind von der schlechten und ärgerlichen Conduite der von uns dahin gesandten Prädikanten... Aus guten Gründen haben wir nöthig befunden, um einen Mann uns umzusehen, dessen Lehr und Leben bereits zum Allerbesten bekannt sind und der die Bequemheit (?!) und Standfassigkeit hat, um sich solchen ärgerlichen Dingen zu opponiren und unter Gottes Beistand dieses Surinamische Zion wieder aufzurichten.“

Nachdem Pfarrer Grob — wie begreiflich — die Rede „unter äußerster Rührung“ angehört, frug er nach der Besoldung und erhielt zum Bescheid: „fl. 2500.— bar, Befreiung von allen Steuern, Lasten und Kontributionen, nebst freyer Wohnung (die sehr regal ist) und einem großen Garten, der mir jährlich ein schönes ausbringt, und freien Sclaven (!), und daß meine Liebste sollte bey meinem Ableben das ganze Jahreseinkommen nebst einer Pension von fl. 500.— haben. Ferner freier Transport nach Surinam und Präsent von fl. 600.—.“

Die hierauf nochmals eingezogenen Erkundigungen ergaben immerhin nicht durchweg ermutigenden Bescheid; aber der Fisch hatte schon zu fest in die Angel gebissen, um wieder loszukommen, und als der Hofprediger des Prinzen von Oranien

ihm noch zu dem Versprechen verhalf, daß, falls es ihm draußen aus irgendeinem Grunde nicht gefallen sollte, man an der üblichen Zeitverpflichtung nicht festhalten würde, gab der Vielumworbene seine Zusage und war von Stund an wohlbestallter Prediger an der französischen Kirche in Paramaribo, der holländischen Kolonie Guayana an der Nordostküste von Südamerika.

Da die nähere Kenntnis dieses Landes und seiner Geschichte nicht zum Pflichtwissen — auch des „gebildeten" zürcherischen Lesers — gehört, empfiehlt es sich vielleicht, hier in Kürze einiges darüber einzuschieben, bevor wir Pfarrer Grob ohne weitere Unterbrechung und Kürzung das Wort zur Beschreibung seiner Reise auf die neue ferne Pfründe überlassen.

Das heutige holländische Guayana liegt zwischen dem englischen Territorium gleichen Namens und der bekannten französischen Strafkolonie Cayenne, mit der es das heißfeuchte Klima teilt. Es ist heute noch verhältnismäßig schwach bevölkert, weil das von Flüssen durchzogene sumpfige und deshalb ungesunde Urwaldland nur mit größter Energie trocken gelegt und urbar gemacht werden kann und deshalb wenig Anziehungskraft für europäische Siedler hat. Die Holländer hatten aus ihrem Lande die Technik der Drainage und des Kanalbaues mitgebracht; aber als Arbeiter erwiesen sich — bei der Indolenz der Ureinwohner — eigentlich nur die Neger als widerstandsfähig genug, weshalb Guayana wie andere Länder dieser Art zu den Absatzgebieten des Sklavenhandels gehörte[3]).

Von Abenteurern war Guayana vorübergehend schon zu Ende des 15. Jahrhunderts besucht worden, die dort — nicht mit Unrecht — Gold witterten, dessen Gewinnung sich aber nicht als lohnend erwies. 1634 erfolgte eine erste kurze englische Niederlassung und der Versuch zur Pflanzung von Tabak und Holzausfuhr; 1640 eine gleiche Unternehmung der Franzosen, die aber ebenfalls bald wieder aufgegeben wurde. Die ersten holländischen Siedler, die unter dem Schutz ihrer heimatlichen Provinz sich ernsthaft an die Kolonisierung heranmachten,

[3]) Die Negeremanzipation von 1863 brachte, so sehr sie zu begrüßen war, ökonomisch bedeutend schwierigere Arbeitsverhältnisse, die indirekt dazu führten, daß die später Staatseigentum gewordene Kolonie jetzt eines jährlichen Staatszuschusses bedarf.

waren Seeländer, die aber während des englisch-holländischen Krieges ihren Besitz beständig durch die Engländer bedroht und zeitweise weggenommen fanden. Im Frieden von Breda (1667) ward Guayana indes endgültig den Holländern wieder zugesprochen gegen Abtretung ihrer Kolonie Neu-Amsterdam (welche heute im wesentlichen den Staat Neuyork bildet) an die Engländer. 1668 übergab Seeland seine Herrschaftsrechte an die schon 1621 gegründete Niederländisch-ostindische Kompagnie, welche ihrerseits wieder 1686 einen Drittel der Beteiligung an den Magistrat von Amsterdam und einen Drittel an F. van Aarsen, Herrn auf Sommeldyk, abtraten, welch letzterer erster Generalgouverneur von Guayana wurde. Auf die spätern Geschicke der Kolonie zu Ende des 18. und im 19. Jahrhundert, welche nochmals sehr wechselvoll wurden, soll hier weiter nicht eingetreten werden.

Aus der Zeit von Pfarrer Grobs Aufenthalt in Paramaribo besitzen wir zwei sehr eingehende, heute noch lesenswerte Werke des schon eingangs erwähnten holländischen Arztes Philipp Fermin von Maestricht, die auch in deutscher Uebersetzung erschienen sind: Description générale, hist. Géogr. et phys. de la Colonie de Surinam, 1775, und Tableau historique et politique de l'Etat ancien et actuel de la Colonie de Surinam et des causes de sa décadence, 1778. Es geht daraus hervor, daß Pfarrer Grob nicht gerade in ein blühendes Gemeinwesen gelangt ist und daß äußere und innere Mißstände das Land nicht zur Blüte kommen lassen wollten. Vor allem aus litt es unter den Handelskrisen in seinen Hauptprodukten, gegen deren periodisches Auftreten die Pflanzer nicht verstanden, sich durch sparsamen Haushalt und entsprechendes Maßhalten in der Beanspruchung von Kredit zu wappnen. Sodann hatte sich schon zur Zeit der englischen Besitznahme aus entflohenen Negersklaven eine Buschbevölkerung gebildet, die sich die im Innern fehlenden Lebensbedürfnisse durch fortwährende Raubzüge gegen die Pflanzungen zu verschaffen pflegte und einen unerträglichen Zustand der Unsicherheit schuf. Die grausame Justiz der Weißen gegen Ausschreitungen ihrer Sklaven sorgte für stetig neuen Zuwachs dieser Maron-Neger; die gegenseitige Kriegsführung wurde immer wilder, und lange Zeit wollte weder die Regierung noch die Handelskompagnie die nötigen militärischen Mittel bewilligen,

um einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen und dann geordnete Friedensverhältnisse herbeizuführen. Endlich gelang es jedoch 1762 einem vernünftigeren und energischen Gouverneur, beides zu erwirken. Durch vertraglich garantierte Unterstützungsbewilligungen wurden die Neger beruhigt, und wenn dieser Friedensschluß auch — wie aus dem Grob'schen Briefe selbst hervorgeht — gelegentliche Rückfälle in die frühern Verhältnisse nicht ausschloß, bahnte er doch erträglichere Zustände an.

Nach Fermin hatte die Hauptstadt Paramaribo damals ca. 800 Häuser, deren Bewohnerzahl er aber nicht angibt. An Handwerkern war Mangel, dagegen konnte man sich fast allen Luxus Europas — freilich zu hohen Preisen — in den Faktoreien verschaffen. Die Stadt besaß ein stattliches Rathaus, dessen oberer Teil dem Gottesdienst gewidmet war, welcher des Morgens von zwei reformierten Geistlichen in holländischer Sprache und nachmittags vom französischen Pfarrer gehalten ward. Die Lutheraner hatten daneben eine sehr schöne Kirche und die Juden sogar zwei Synagogen. Bescheidener waren die kirchlichen Gebäude der Deutschen und Portugiesen. Für die äußere Kirchlichkeit war jedenfalls reichlich gesorgt. Auf das Leben der Hirten wollen wir unsern Mitbürger selbst ein Streiflicht werfen lassen. Etwas tiefer in die kirchlichen Verhältnisse hineinzusehen, wird uns zum Schluß eine andere Quelle ermöglichen.

Grob beschreibt seine Reise wie folgt:

„Nachdem ich im Ende vom December des Jahres 1771 meinen Entschlag von der Gemeinde Ardenburg gefragt und denselben von dem Collegio qualificato, das aus 2 Deputirten aus dem Magistrat und dem gesamten Kirchenrath besteht, (wiewohl mit großem Leidwesen der Gemeind) erhalten, und das unter sehr loblichen Attestationen, so bin ich den 14. Januar 1772 in die Holländische Claß von Amsterdam aufgenohmen, und zu dem H. Werk Gottes in Surinam eingesegnet worden, aber erst den 1. Merzen aus dem Texel in das offenbare Weltmeer, unter Anrüffung und Erbitung des himmlischen Beystandes, gestochen. Unsere Ueberfahrt solte auch, ungeachtet der großen und erstaunlichen Stürmen und Ungewitter und der schweren Stille, die wir von der Insel Madera (in der Atlantischen See, vorbey Teneriffa, eine von

den Canariſchen Inſeln) gehabt, ſehr kurz und glücklich geweſen ſeyn, indem ſie nur 5 Wochen und einige Tage ſollte gedauert haben; hätte unſer Capitain, ein anderſt ſehr kundiger und braver Seemann (das aber die erſte Reis nach dieſem Gewäſſer geweſen,) das Unglück nicht gehabt, durch ſeine Steuerleute betrogen, in die verkehrte Revier, die Marawinen genennt. einzuſegeln, als welche unter ihrer Oberfläche die abſcheulichſten Steinklippen und harteſten Sandbänke bergen thut, woher es kommt, daß unter 10 Schiffen, die das Unglück haben, darein zu fahren, kaum eines iſt, das man hat ſehen wieder herauskommen; ſondern die meiſten darinn zerſcheitern oder in den Sand verſinken, darvon wir auch bey unſerm unglücklichen Einfahren von allen Seiten die traurigen Ueberbleibſel zu unſerm äußerſten Schrecken geſehen haben; und ungeachtet die holländiſchen und franzöſiſchen Vorpoſten (die von beyden Seiten von dieſer Revier liegen, uns durch Canonen-Schüße zu erkennen gaben, daß wir hier Gefahr liefen[4]), ſo fuhr unſer Kapitän immer weiter hin, allezeit glaubende, in der wahren Revier zu ſeyn, ſodaß er ſelber ſeine Chaloupe vorausgeſanden, um unſere Paßporten zu übergeben, in der Zuverſicht, daß wir nahe bey der Fortreße Neu-Amſterdam wären, als welche die vornemſte Bruſtwehr iſt, welche die Holländer von der Vorſeiten haben; allein der gute Gott hat wohl für uns geſorget, da wir aus zu vielen Gefahren gerettet worden, dadurch daß der commandirende Offizier auf dem holländiſchen Poſten ein Detachement in einem kleinen Fahrzeug hinder uns angeſanden, das uns 4 Meilen über den

---

[4]) Fermin ſchreibt ganz übereinſtimmend: „Wenn man nach Surinam reiſet, iſt der Fluß Marawine von der Inſel (?) Cayenne 24 Meilen. Er iſt den Schiffern höchſt gefährlich in Anſehung ſeiner großen Aehnlichkeit mit der wahren Mündung (des Suriname), weil alle diejenigen, welche ſo unglücklich ſind, in demſelben einzulaufen, wegen der vielen darin befindlichen Sandbänke und der verſchiedenen Klippen, ſelten wieder herauskommen. Um dergleichen zu verhüten, hat man, zwölf Meilen weit von dem Suriname-Fluß, eine Art Schanze oder Batterie mit einigen Kanonen bepflanzet, angeleget, um auf die Ankunft der Schiffe Acht zu haben und ſelbige durch einige Kanonenſchüſſe zu warnen.“

Etwas befremdend bleibt allerdings die Tatſache, daß die Mündungen der beiden Flüſſe nach der Karte mindeſtens ca. 130 Kilometer voneinander entfernt liegen, die Pfarrersleute aber, wie wir ſehen werden, nur für einen Tag Proviant mitgenommen haben. Das Mißverhältnis läßt ſich nicht ohne weiteres erklären.

Posten noch eingeholt, und uns die gräuliche Zeitung brachte, daß wir in der äußersten Lebensgefahr, um entweder hinvergehen oder gar in die Hände der Buschnegers[5]) zu fallen, wann wir nur noch einige Stunden weiter gefahren hätten. Ihr könnet leicht begreifen, wie es mir und meiner Liebsten müsse zu Muthe gewesen seyn, um von der einen Seiten einen abscheulichen Tod, oder von der anderen eine allergrausamste Sclaverey zu untergehen. In dieser Perplexität nicht wissende, wie es mit unserem Schiff gehen sollte, so nahme ich die herzhafte Resolution, um das Schiff zu verlassen, und in einem kleinen miserablen Fahrzeug mich zu lassen an den Wall setzen, das wir auch, obwohl mit großer Gefahr, gethan; und haben nichts aus dem Schiff gerettet, als eine einzige Kiste, worinnen wir unsere besten Kleider in hatten; das übrige hatten wir, ob es gleich einige 1000 fl. beliefe müssen verlassen, nicht wissende, ob wir es wieder kriegen sollten. Wir setzten uns dann in Gottes Namen an den Wall, in der besten Zuversicht, daß die h. Vorsehung Gottes ein oder ander Mittel an die Hand geben werde, um nach Paramaribo zu kommen, worvon wir in die 40 Meilen entfernt waren. Der kommandierende Offizier auf dem holländischen Posten nahm uns sehr höflich auf, und gabe sich alle ersinnliche Mühe, um uns in unserem Unglück, so viel ihm möglich war, zu soulagiren, obwohl er selbsten Gebrach an Lebensmitteln hatte. Wir hatten in den 16 Tagen, die wir in dieser Einöde zugebracht, keinen andern Trank, als gekocht stinkendes Wasser gehabt, das wir mit Weinstein gemelirt, um ihm einigen angenehmen Geschmack zu geben. Fleisch oder Zugemüß war nicht zu finden, als von einer Seekuh, die die Indianer auf den Posten gebracht, und von dem wir, als dem niedlichsten Braten geessen; es hatte den Geschmack als ander Fleisch; außer daß es etwas zähe und öhlicht ware. Pomperniggel oder indianisches Soldatenbrot war vor uns ein leckeres Essen; eine alte Madrazen, die schon lange Jahre an die Negers gedient, und von den Mäusen und Läusen durchfressen war, dienete uns so gut als das sachteste Federbett; allein ganze Legionen stechender Insecte stritten, so zu sagen, um die Wette, welche uns das meiste Blut aussaugen, oder uns am besten

[5]) Siehe S. 83.

defiguriren könnte[6]). Die Fledermäuse, die hier zu Lande abscheulich groß sind, suchten uns auch was beyzubringen, und solten diese Kinder der Finsternuß gewißlich dasjenige wenige Blut, das uns die Stechmuggen, oder sog. Mesciten, noch übrig gelassen haben, gänzlich ausgesogen haben; wären sie nicht durch eine brennende Kerze, die der Commendant auf mein Versuch hatte anzünden lassen, abgehalten worden; allein ein Scorpion stach mich dermaßen an meinen Arm, daß er darvon sehr stark aufgeschwollen; allein es hatte Gott Lob keine weitern Folgen. Die Fröschen fielen uns die Tafel an, und die Mäuse waren so gemeinsam: dann, wann wir unser armes Commisbrodt mit einem Trunk Wasser gebrauchten, so hielten sie uns allezeit Gesellschaft. Mit einem Wort, unser Elend war groß, und unsre Plagen übertrafen, so zu sprechen, die von Egypten; das war aber nur noch der Schmerzen Anfang, und noch nichts gegen dem, was wir in unserer Ueberfahrt nach Paramaribo haben müssen ausstehen, dann da sich gar keine Gelegenheit aufthate, um gemächlich von hier zu kommen, so mußten wir in dieser Extremitaet zu dem desperatisten Mittel übergehen und mit den Indianern einen Accord machen, die uns in einem Cannot überführen solten, das nichts anders als ein ausgehöhlter Baum ware; allein wie war nicht unsere Erstaunung des Morgens, da wir solten verreisen, als wir diesen Cannot sahen ankommen mit 11 nakenden Leuthen, so wohl Männeren als Frauen, die ihren Leib mit Dunkelroth geschmiert hatten, und ihre Stirnen mit allerley Sorten von Figuren gemahlet, und ihre Haar als Carmin, als welches geschahe, um zu beweisen, mit wie viel Plaisier sie auf sich nahmen, uns an den Ort unsrer Bestimmung zu führen; allein unsre Unruhe und Forcht wurde noch ungemein vergrößeret, da wir dieß kleine Schifflein, mit dem wir noch 40 Meilen durch die großen Wasserwogen solten durchschneiden, so bebten wir vor Schrecken, sehende, daß dasselbe von einem Ende zu dem anderen voll Spalten ware, die man alle Augenblick mit

[6]) Ein bescheidener Trost würde es wohl dem Herrn Pfarrer in diesen schmerzhaften Stunden gewesen sein, zu wissen, daß ca. 70 Jahre früher eine Landsmännin, Sybilla Maria Merian, die Tochter des Basler Kupferstechers Matthäus Merian des ältern, vier Jahre an Ort und Stelle dem Studium und der Darstellung der surinamischen Insekten gewidmet hat. Vielleicht wäre die 1. Ausgabe damals schon vor seiner Abreise auf der Zürcher Bürgerbibliothek zu sehen gewesen. (Siehe S. K. L.)

alten Lumpen mußte zustopfen. Dieser Anblick hätte bald von meiner Unternehmung mich abgehalten, und den Entschluß machen nemmen, um noch einige Zeit in dieser Einöde zu bleiben, in Erwartung einer besseren und minder gefährlichen Gelegenheit; doch die heldenhafte Unerschrockenheit meiner Liebsten brachte bey mir die erste Entschließung in das Werk, und thaten uns und unser armseliges Leben wiederum den großen Wasserwogen anvertrauen, in der vesten Zuversicht, daß der, der allein mächtig ist, uns in seinen Gnaden vor allen unglüklichen Zufällen werde bewahren.

Und so waren wir in einem gebrechlichen Fahrzeug geführt durch 11 Indianer, deren Sprach uns unbekannt ware, und wovon uns der Anblick allein thate zittern machen. Der erste Tag von unsrer Reis war noch ziemlich glüklich; obwohlen wir nur 4 Meilen an statt der Hälfte von der Reise gethan hatten; allein zu unserm Schrecken mußten wir weit draußen in der See auf einem Sandbank campieren, da wir den Tag über an die brennende Sonne, und des Nachts an die Bisse von allerley Sorten Insekten und Thieren blosgestellt waren, nebst einer durchdringenden Seekälte und mit den allerabscheulichsten Platzregen, da wir nicht hatten, um unseren armen Leib zu decken und zu beschüzen, oder wo unser armes Haupt hinzulegen, bis daß endlich einer der Indianer, von Mitleiden angefüllt, seine eigne Hangmatt an meine arme Liebste gab, worauf sie auf eine zwar elende weise, doch aber nach Zeits-Umständlichkeiten noch ziemlich wohl ruhen konnte. Ich zwar wandelte vor mich mit den schwermüthigsten Gedanken angefüllt hin und wieder, und seufzete ängstlich nach meiner l. Familie. Um mir alle meine niederschlagenden Grillen zu vertreiben, so wolte ich gerne eine Pfeifen Tabak geraucht haben; allein die Pfeifen mir mangelnde, so solte ich es wohl haben lassen müssen; hätte mir nicht einer der Indianer einen Stumpen einer Pfeifen, die sein Großvater möglicherweis schon schwarz gebrannt, gegeben, die, nachdem ich sie gestopft und angebrannt, nicht einen allzu angenehmen Geruch von sich gabe; da ich kaum einige Züg gethan, so kame der sogenannte Capitain von den Indianern, und nahm sie mir aus dem Mund, und nachdem er etwas gesagt, so gab er sie dem nächsten im Rang, und nachdem sie so rund gegangen, bis zu ihrem Weib, so wurde sie mir als noch brennende wieder

gegeben, welches ich dann als ein Zeichen von großer Freundschaft annehmen mußte, als welchem auch in der That so ist: dann wann Sie Frieden machen mit Jemand, so ist eine Pfeife Tabak das Bundeszeichen. Nachdem wir also einen Tag und eine Nacht unter Abwechslung von allerley Gedanken zugebracht, so begaben wir uns den zweiten Tag in Gottes Namen wiederum in die See, allwo wir erstaunlich viel ausstehen mußten, indem unser Fahrzeug alle Augenblick durch die hohen Fluthen, die über unserm Haupt zusammenschlugen. unter Wasser ware, sodaß wir bisweilen einander nicht mehr sehen konnten, und wir nichts anders als den gräßlichen Tod erwarteten; allein auch diesen Tag wurde unsere Reise nicht geförderet, sondern wir mußten noch auf einem gefährlichen Sandbank vor das übrige von diesem Tage, und die ganze folgende Nacht campieren: dieß war der allerunsicherste Platz, da wir hätten sein können, da wir nicht allein den Ungemächlichkeiten, der Tageshiz, der nächtlichen Kälte und den Bissen der Thiere bloßgestellt waren, sondern dabei noch zu beförchten hatten, daß wir von sogenannten Buschnegers oder Banditen überfallen, und zu unglücklichen Schlachtopfern von der Wuth dieser gegen die Europäer aufgebrachten Banditen werden sollten.

Ihr könnet sehr leicht begreifen, wie es mir hier müsse zu Gemüth gewesen seyn; und dennoch hat uns der gute Gott wieder aus dieser augenscheinlichen Gefahr errettet; obwohl unsere Situation diesen und den folgenden Tag die allerfürchterlichste ware, dann wir nicht allein zu beförchten hatten, entweder in der See zu vergehen, oder in eine allerarmseligste Sclaverey zu verfallen; sondern zu allem Ueberfluß von Unglück kame noch, daß wir weder zu essen noch zu trinken hatten: Unser kleine Vorrath, der nur für einen Tag bestimmt ware, weil man uns sagte, daß wir in einem Tag sollten in den Surinamischen Pflanzungen ankommen, sodaß unsre Provision schon des zweyten Tags auf ware, ja wir hatten selbst kein Wasser mehr um zu trinken und unseren Durst zu laben; doch wie wunderlich sind wieder Gottes Wege, sodaß seine Hülfe allezeit am nächsten, wo die Noth am größten; dann die zweifelhafte Situation bewegte wieder das Herz von unsern Indianern, dann sie alsobald mit ihren Bogen und Pfeileren in die See sprangen, um Fisch zu fangen und an

dem Ufer einige Thier, die so als unsre Eydoxen (Eidechsen) aussehen, allein sie sind ungemein größer) zu kriegen, die sie uns auch präparierten mit einigen Schildkröten-Eyeren, und den Trank machten sie von Früchten, die ein schmieriges Weib in ihrem Mund erst käute, und den Saft davon in ein Geschirr thate, und nachher mit Wasser mengte, und uns so das Geschirr woraus sie und ihre Männer erst getrunken, anboten, wo wir in Wahrheit unterfanden, wie daß der Hunger ein guter Koch ist. Des dritten Tags morgens stachen wir wieder in die See; allein da unterfunden wir erst, was Todes-Angst und Gefahr ist, dann wir von dem allerförchterlichsten Sturm und Ungewitter überfallen, das uns wohl 4 Meilen in die See geworfen, und Thürme von Wellen über uns zusammenschlugen, da wir bald in die hohe Luft geworfen, bald in die unterste Abgründe gestürzt worden, bis daß wir endlich nach dem Brechen des Wetters, und nachdem wir bey Stunden lang hin und wieder geschlingert worden, wieder Land zu sehen bekommen, worauf ich meine Indianer gebeten, um direkte darauf hinzufahren, wordurch wir das Glück hatten, an gemeldtes Land zu kommen und zu unsrer übergroßen Freud von den daselbst liegenden Soldaten zu vernehmen, daß wir nur noch eine Stund von den ersten Plantagies entfernt wären. Sie können sich nur nicht vorstellen, wie wir müßten abgemattet gewesen seyn durch den ausgestandenen Hunger und Durst, durch den bangen Schauer, den der alle Augenblick bevorstehende Tod in uns erweket hat. Da wir an das Ufer kamen, waren unsere Kleider (wie sich leicht vorzustellen) durch und durch naß, sodaß wir uns muternakend haben müssen auskleiden und alle unsre Kleider an die Sonne henken, um zu trocknen; doch hatten wir das Glück, um noch einige wenige Kleider in einer kleinen Coffre zu haben, die uns dienten, um uns noch etwas zu bedeken. Nach deme wir in dieser Soldaten-Hütten dann einige Stunden verweilt, und uns etwas erquickt hatten, setzten wir unsre Reise fort mit denselben Indianern, bis daß wir Gelegenheit fanden, um das übrige des Wegs zu Fuß abzulegen: worauf ich bei der Plantagie von dem Herrn Büttner mich anmeldte, aus Ursachen, ich seine Fr. Liebste in Amsterdam bereits gekennt, und sie mir einen Brief an ihren Gemahl mitgegeben; wiewol dieser nicht selbsten auf seiner Plantagie ware, so nahme uns doch

ſein Directeur auf das allerfreundlichſte auf; und obwohlen es allzuſpät in der Nacht, ſo ließe er uns doch ein ſehr niedliches Abendeſſen zurichten, das uns um ſo viel mehr wohl ſchmecken thäte, da wir bald 4 Wochen nichts, als ſehr ſchlechte Speiſen genoſſen hatten.

Des anderen Tags, des Mittags, ließe der Directeur in dem Fahrzeug ſeines Herren uns nach Paramaribo bringen, allwo wir des anderen Morgens zu 9 Uhren ankamen zu allgemeiner Erſtaunung aller der Einwohnern, die lange Zeit nachher noch allezeit von dieſer herzhaften, obwohl äußerſt gefährlichen Reis zu ſprechen hatten.

Unſere Aufnahme ware äußerſt brillant: den erſten Tag mußten wir zubringen, um die allgemeinen Viſiten von Felicitation zu empfangen, als welches auch noch einige Wochen hinder einanderen gedauret. Da kame die ganze Regierung en Corps, nachher die verſchiedenen Kirchenräthe, und alle die vornehmſten Einwohner. Des zweiten Tags unſerer Ankunft war groß Diné bey Ihrer Excellenz, dem Herrn Gouverneur[7]), das er uns zu Ehren gegeben, und hätte ich an alle Sort-gleiche Partheyen und Tractamente mich wollen überlaſſen, ſo hätte ich bald nicht nöthig gehabt, um für meine eigene Tafel zu ſorgen; allein da ich niemalen ein Praſſer geweſen, und ich jederzeit ſolche Paraſiten, oder Tafelläuffers, oder auf gut ſchweizeriſch geſagt, Schmarozer, gehaſſet, zudem die Erfahrung mich gelehrt, daß eine auf ſolch Praſſen geſtellte Freundſchaft nimmer von langer Dauer geweſen, überdieß das Beiſpiel meiner Amtsgenoſſen mich ſchon in dem erſten Augenblik überzeugete, was ſchlechte Folgen ein ſolch loſes Leben mit ſich brächte, ſo habe die Freyheit gebraucht, um einem jeden, der mir die Ehre anthate, um mich bey ſich zu erſuchen, rundweg zu declariren, daß ich auf eine beſtimmte Diet und geregulirtes Leben geſtellt wäre, um ſo viel mehr, da es ſich mit meinem Charakter und aufhabende Commiſſion am Beſten fügte, auch meine eigene Geſundheit den größten Vortheyl darbey haben ſolte, ſo daß es mir Niemand müßte übel nehmen, oder ſelbiges für einige Singularitet ausdeuten; daß ich allezeit bereit wäre, einige Stunden des Tags an guter Freunden Converſation zu

[7]) Seit 1756 oder 1757 Wighoe Crommelin.

bestimmen, und mich dann zu behöriger Zeit in mein Haus zu verfügen, daß ich also inständigst ersuchen thäte, mich mit allen Gastereyen und Mahlzeiten zu verschonen; habe mich auch bis dahin so gehalten: Ich komme auch nirgends hin, als wo mich meine Amtsgeschäfte hinrufen, und des Abends, wenn die Sonn untergegangen, mache ich meine gewohnliche Wandlung rund um Paramaribo, und kehre so wieder zu Haus, um meine Berufsgeschäfte und andere Litteratur-Liebhaberey zu prosequieren, täglich ja mehr und mehr unterfindende, wie gebrechlich bis anhin das Werk des Herrn hier zu Land gethan worden, und mein Posten um so viel gewichtiger wird, um der Verwartung meiner Herren Committenten zu entsprechen, und mein Gewissen bey der erstaunlichen Menge von eitelen Versuchungen reinzuhalten, und so ehrlich wieder nach Europa zu kommen, als ich daraus gegangen bin[8]). Ich habe mir zwar daß Ungenügen (Mißvergnügen) meiner Hrn. Amtsgenossen zugezogen durch geregulierte Haltung; allein ich lasse darum nicht nach, meinen gewissen Gang fortzugehen, und da ich hier von Niemand dependieren muß, so kann mich auch nichts von der Welt verpflichten, um den Ausschweifungen meiner Collegens mich gleichzustellen, noch an ihren Presten Theil zu nehmen, welches ich auch bereits bey verschiedenen Gelegenheiten bewiesen, da ich von Ihre Excellenz so wohl als von anderen angesehenen Leuthen, allein, oder nebst meinen Collegen auf Balls oder andere Festivitäten geinvitiert worden, so habe allezeit, um der Ehrenvollen Invitation einigermaßen zu entsprechen, mich daselbst um 7 Uhr des Abends eingefunden, allein zu 9 oder auf das spätheste zu 10 Uhren befand ich mich allezeit wieder zu Hause; da im Gegentheil meine Amtsgenossen bis in den vollen Tag, zu großer Aergernuß der Einwohneren geblieben, und bisweilen in anstoßende Ausschweifungen verfallen... Da ich über einige Monat junge Leuth zur Communion angenohmen, so gabe mir die eine junge Jungfer eine superbe und große, manifique ausgewerkte silberne Rauchtabak-Börse, worein ungefehr ½ Pfd. Tabak geht, nebst einem silbernen Presentirpot zum Geschenk, das etwa 200 fl. betragen mag; die andere Jungfer gab mir ein Faß Caffee, und nachdem mir

[8]) Ob wohl der Herr Pfarrer in seinen französischen Predigten auch solche Bandwürmer von Sätzen darzubieten gewagt hat?

ihre Mamma kurz zuvor 6 metallene Leuchter als ein Present gethan, und da eine derselben Jungfern kurz hernach sich verheurathen thate, so kriegte ich wieder ein Faß Caffee, und wenige Zeit darauf, da ich einem Herren von dem Rath ein Kind getauft, so gabe er mir einen Sclaven (!) zum Präsent, der ihme 300 fl. gekostet, und mir gegenwärtig schon 400 fl. werth ist; sonder andere Kleinigkeiten zu rechnen, so daß das erste Jahr in Accidentien ziemlich gut gewesen; allein im Gegentheil haben wir stupende Unkosten gehabt mit Einkaufung der benöthigten Meubles, Beth, Taflen, Stühlen, Tafel- und Küche-Geschirr, und denen für dieses Klima benöthigten Kleideren, welches alles uns beynahe 1800 fl. gekostet, sodaß wir in in dem ersten Jahr nichts vorschlagen können; doch aber ist auch wahr, daß wir bey unserm Weggehen beynahe dieselbe Summe wieder davon machen können; allein so es Gott gefällt, daß sich die Colonie von ihren Unglücken, in die sie durch die Rebellion der Sclaven verfallen, und die erstaunliche Ravage gethan, sodaß wir das vergangene Jahr nichts anders erwartet, als daß wir mit Sak und Pak uns auf die Schiff, deren allezeit in die 80 hier in der Raede liegen solten, müßten flüchten; allein von dieser Forcht sind wir nun Gott Lob! wieder vor einige Zeit befreyt, indem wir das Glück gehabt, eines ihrer vornehmsten Dörferen zu zerstören, und sie überall in den Wälderen zerstreut worden, wo sie von Hunger müssen crepieren (!), oder ihr Auskommen anderwärts suchen. Ich zweifle nicht, oder ihr werdet in den oeffentlichen Zeitungen hiervon Meldung gefunden haben, so daß ich nicht nöthig achte, hierüber mich einzulassen."

(Hier folgen Entschuldigungen, daß der Herr Pfarrer bis dahin noch nicht an Herrn Bürgermeister Heidegger, Herrn Antistes Ulrich, Herrn Prof. Heß, Vetter Ratsherr Grob usw., seine hochmögenden Gönner und Freunde, geschrieben habe; Grüße und Dankbezeugungen an den Bruder und die übrigen Verwandten; die Nachricht, daß eine Aussicht auf Nachwuchs sich leider zerschlagen habe, und schließlich die Bitte, man solle ihn doch nicht vergessen, falls etwa die Pfrund Stammheim vakant werden sollte oder später nach Ablauf seines 12jährigen Engagements eine andere respektable Pfrund.)

„Könnten Sie mir ein paar Dozet feine Schinhüt (Strohhüte), inwendig mit grünem Taffet gefüteret, senden, so sollten

Sie mir Plaiſir thun; ich wollte in hier Preſente davon machen. Sint ich dieſen Brief geſchrieben, ſo iſt hier alles ſo erſchröcklich theur im Preis geſtiegen, daß es bald nicht mehr zu zahlen. Ein Pfund Butter koſtet gegenwärtig über die 2 fl. Glücklich dennoch ſind wir, die wir ein ſattſames Einkommen haben, um uns zu helfen.

Sind ſo gütig und addreßiren Sie zu mehrerer Sicherheit ihre Briefe
A Mons. N. N. Hurter, by den Wel Edelen Heeren Mr. J. van Eick (Schwiegervater oder Schwager?) op de Heere Gragt by der Lelie Gragt de Amsterdam.

Joh. Heinrich Grob, Paſteur zu Paramaribo."

Der vorſtehend mitgeteilte Brief iſt der erſte geweſen, welchen der neue Seelſorger in die Heimat geſchrieben hat, und der einzige, den wir überhaupt von ihm kennen. Offenbar wünſchte er mit dem zweiten Teil desſelben vor allem den Bruder und ſeine weitere Familie zu überzeugen, daß er mit der Auswanderung in das fremde Land keine ökonomiſche Unbeſonnenheit begangen habe. Es iſt auch aller Ehren wert, daß er ſeinen feſten Entſchluß kundgibt, ein ſittlich einwandfreieres Leben als ſeine Amtsbrüder zu führen. Aber eine Bemerkung dazu vermag der Herausgeber doch nicht zu unterdrücken. Unwillkürlich befremdet in dieſem Brief eines Pfarrers an ſeinen (ebenfalls geiſtlichen) Bruder das völlige Fehlen irgendeiner Aeußerung über die erſten Eindrücke vom religiöſen Leben und den kirchlichen Verhältniſſen in der neuen Gemeinde, in der er nun doch ſchon ſeit Monaten paſtoriert hat, während das ausführliche Regiſter der „Emolumente" eher peinlich berührt.

Faßt man dieſes Schweigen zuſammen mit dem, was Grob in ſeinem Schreiben über die lange Duldung unwürdiger Geiſtlicher durch die Vorſteher der Gemeinde andeutet, mit dem aus andern Quellen hervorgehenden Mangel an jedem miſſionariſchen Intereſſe und Pflichtbewußtſein bei der dortigen holländiſchen Kirche und den höchſt mißlichen Sklavenverhältniſſen, ſo muß man leider vermuten, daß des Zürcher Pfarrers Wirkſamkeit in ſeinem „Surinamiſchen Zion" auch keine ſehr durchſchlagende geweſen ſein werde. Der Wunſch, vielleicht anderwärts noch Spuren derſelben zu finden, hat den Heraus-

geber veranlaßt, solche in den Akten und Korrespondenzen der Brüdergemeinde über ihre schon 1735 begonnene Mission in Surinam zu suchen[9]). Das Ergebnis war allerdings in dieser Hinsicht nicht bedeutend. Nur zwei Stellen haben direkten Bezug auf die uns hier besonders interessierenden Verhältnisse. In einem Berichte nach Herrnhut von 1779 (Grob war von 1773—1782 oder 1783 in Paramaribo) heißt es anläßlich der Taufe des ältesten der Brüdergemeinde angehörenden Negersklaven in ihrer Kirche zu Paramaribo: „Der Domine der reformierten Kirche (also ohne Zweifel Grob, denn die holländischen Geistlichen waren der Brüdergemeinde gegenüber geradezu feindselig gesinnt) und viele andre Herren und Damen waren anwesend.“ Und unmittelbar nachher im selben Briefe ist zu lesen: Wir kamen mit einem reformierten Herrn auf die Domines (die holländischen Geistlichen) zu sprechen, über welche er loszog; „es wären Leute, die nur ihren Bauch suchen und viel zu faul, die Sprache der Neger zu lernen“.

Der tiefe Eindruck, welchen der Herausgeber selbst beim Lesen dieser Brüdergemeinde-Korrespondenz erhalten hat, gehört nicht in den Rahmen des Zürcher Taschenbuches; aber manches daraus dient doch zur Vervollständigung des oberflächlichen Bildes, welches der Zürcher Pfarrer von dem Neger- und Indianerlande gegeben hat. Auf der einen Seite sehen wir ein seiner kalvinistischen Orthodoxie bewußtes Kirchentum, das es nicht unterläßt, seinen Kolonisten für ihre Pastoration Domines mit auf den Weg zu geben. Diese aber halten vor allem mit, wenn es bei den Pflanzern gilt, sich für die Unbill des Klimas, die schwere Arbeit auf den weit zerstreuten Plantagen und den steten Kampf mit den ihrer Peitsche entlaufenen Sklaven an den einheimischen und aus der Heimat nachgesandten Genußmitteln schadlos zu halten und zu schweigen, wenn ein Mann wie Dr. Fermin die Sklaverei gestützt auf biblische Analogien in einer eignen Druckschrift in Schutz zu nehmen versucht. Auf der andern Seite läßt es sich durch die Herrnhuter Briefe und Berichte tief in die Gedankensphäre und Wirksamkeit dieser bescheidenen Leute hineinsehen, welche — ganz einfach dem Rufe ihres geistlichen Leiters folgend, — geistig und namentlich sprachlich völlig unvorbereitet, materiell

[9]) F. Staehelin, Die Mission der Brüdergemeinde in Surinam und Berbice im 18. Jahrhundert. Herrnhut, undatiert.

durchaus ungenügend ausgerüstet und — menschlich angesehen — höchst unbesonnen sich als „christliche Kolonisten“ zu Wilden senden lassen, von denen einer der Brüder selbst schreibt: „Es ist ein Volk, gräulicher und häßlicher als wohl sonst irgend eines.“ Jahrzehntelang wohnen sie unter diesem Volke, suchen ihm die einfachsten religiösen Begriffe beizubringen, hungernd und fiebernd, vom Klima immer wieder dezimiert, von der Regierung lange Zeit mißtrauisch betrachtet und feindselig behandelt. Aber endlich, als der früher erwähnte Friedensvertrag mit den Buschnegern zustande gekommen ist, — wen sendet die Regierung als Friedensboten und künftige Mittlersleute in den Busch? Etwa die eigenen Domines? Nein, sondern die Brüder-Missionare. welche in langer Geduldsarbeit die Eingebornensprachen endlich bewältigt haben und dafür bekannt geworden sind. daß sie nichts für sich selbst suchten, sondern nur das Wohl und Heil der braunen und schwarzen Wilden. So etwas spricht doch ganze Bände. Merkwürdig ist es übrigens, daß sich seit 1765 unter den eifrigsten dieser Brüder auch ein Landsmann Grobs, der Winterthurer Rudolf Stoll, befunden hat. 10 Jahre hat er unter den Maron-Negern gelebt. ohne in dieser Zeit je die Hauptstadt besucht zu haben, und mit 1 Negerjungen die erste Buschschule begonnen. Im September 1773, also einige Monate nachdem Grobs Brief an seinen Bruder abgegangen, muß er zum erstenmal Paramaribo wieder besucht und dort wahrscheinlich seine Frau kennen gelernt haben, die ihm im folgenden Januar angetraut, im August aber bereits wieder durch den Tod entrissen worden ist. Es ist fraglich, ob sich die beiden Zürcher je kennen gelernt haben, denn bereits am 15. April 1777 ist Stoll selbst dem mörderischen Buschklima erlegen, nachdem er eben noch die Uebersetzung einer Evangelienharmonie vollendet hatte. Im Gedächtnis der Neger blieb der selbstlose Mann noch lange unter dem Namen „der heilige Rudolf“ lebendig.

Die weitere Geschichte dieser Brüdermission gehört nicht hierher; sie blüht aber heute noch und hat in Paramaribo eine große Gemeinde[10]), welche das Zentrum auch für die Plantagen-Mission bildet.

[10]) Nach Meyers Konversations-Lexikon zählte sie 1899 24,500 Mitglieder.

Wir kehren nun nochmals zu Pfarrer Heinrich Grob zurück, um noch das Wenige nachzuholen, was wir über sein späteres Leben wissen.

Die 12 Jahre, welche an einer Stelle seines Briefes als Pflichtzeit seiner Anstellung genannt sind, scheint er nicht voll ausgehalten zu haben. Wann er wieder mit seiner holländischen Gattin aus dem Land der Mijnheers, der Neger und Indianer an die lieblich-friedlichen Gestade des Zürichsees zurückgekehrt ist, läßt sich nicht feststellen, wohl aber, daß er am 6. Oktober 1783 vom Examinatoren-Konvent in einem Sechservorschlag dem Rat für die erledigte Pfarrei Hombrechtikon empfohlen worden und von diesem — trotzdem er der letzte in der Reihe gewesen — gewählt worden ist. Seine letzte Pfrundreise brauchte er nun nicht mehr mit erschröcklichen Indianern in einem Einbaum durch Klippen und Sandbänke zu unternehmen, sondern die Hombrechtiker werden ihn gewiß in einem sichern Ledischiff mitsamt seinen surinamesischen Präsenten den See hinaufbefördert haben. Aus den Stillstandsakten ist (1787) zu entnehmen, daß „S. Wohlehrwürden Herr Pfarrer Grob bisanhin seine Amtsverwaltung zu voller Zufriedenheit der Gemeinde geführt und auch die Unterweisung der Knaben und Töchteren nicht mit Drohung, sondern mit lieblicher Ermahnung verkündigt hat." Mit dem Kirchenbesuch der Erwachsenen scheint es allerdings nicht immer zum besten bestellt gewesen zu sein; aber von Paramaribo her war er ja in dieser Beziehung nicht verwöhnt. Schon vor 1790 scheinen seine Kräfte nachgelassen zu haben, denn er mußte Vikare nehmen, und im genannten Jahre legte ihm der Examinatoren-Konvent die Bestellung eines ständigen Vikariats nahe, indem er ihn gleichzeitig dem Rat zu einem bezüglichen Stipendium empfahl, was auch berücksichtigt wurde. Auf die Dauer scheint aber die Gemeinde allzusehr die Nachteile eines solch langen Zwischenzustandes empfunden zu haben, denn der letzte Eintrag — im Stillstandsprotokoll von 1798 — lautet: „Hern Pfarrer Grob sei (jedenfalls im Einverständnis mit der kirchlichen Oberbehörde) von der Gemeinde der Pfrund dimittirt worden." Er blieb jedoch in Hombrechtikon und verschied am 19. April 1799 im Alter von 64 Jahren im „Sonnenberg". Seine Gattin überlebte ihn noch 13 Jahre, ging aber leider 1806 infolge von weltgeschichtlichen Begebenheiten, an denen

ſie durchaus unſchuldig war, ihrer Surinamiſchen Penſion von jährlich fl. 500.— verluſtig. Aus dem Protokoll des Kleinen Rates vom 11. Dezember[11]) des genannten Jahres geht hervor, daß der letztere ſich bei der damaligen holländiſchen Regierung für ſeine Mitbürgerin verwandt, aber via Paris den Beſcheid erhalten hatte, daß wegen erfolgter Beſitznahme der Kolonie durch die Engländer die Penſion von Holland aus nicht mehr ausgerichtet werden kann, „ſo lange dieſe Lage fortdaure“. Als ſie ſich mit dem Sturz Napoleons wieder änderte, war Frau Pfarrer Grob geſtorben. Der einzige — aus erſter Ehe geborene — Sohn, den offenbar der Onkel erzogen hatte, war Pfarrer im Thurgau und ſtarb 1824 ohne Nachkommenſchaft.

---

[11]) Gefl. Mitteilung des Herrn Dr. A. Corrodi-Sulzer.